

*Klaus Unterburger*

## FULDA

Mein schwarzes Fulda»: «Was – Sie leben in Fulda? Das tut mir aber leid! ... langweilig ... Hegemonie von Katholizismus und Hegemonie von CDU. ... nicht einladend ... Provinz ... Kleinstadt ... Pfaffenstadt ... Der Alp der Generationen – der lastet immer noch in den Köpfen der Mehrheitsbevölkerung».<sup>1</sup> Helmut Kopetzky, Autor eindrucksvoller Radiofeatures, ist in Fulda aufgewachsen und hat die Stadt immer wieder porträtiert und ihre Atmosphäre so verdichtet. Ihre Atmosphäre? Natürlich, es gibt auch das andere Fulda, jenseits von «Dyba, Dregger, Hohmann»: Globalisierung und Beschleunigung, Wohlstand und Konsum, die Türken und Russlanddeutschen, über 40 Prozent Nichtkatholiken. Vieles hat sich verändert – und dennoch: Fulda scheint für mehr zu stehen: «Fulda ist eine Hochburg der Katholiken. Ein nördliches Rom ... Überlebensgroß steht er auf dem Bonifatiusplatz ... Das Kreuz hält er in der Hand wie eine Streitaxt. ... St. Bonifatius».<sup>2</sup> In der kollektiven Erinnerung steht Fulda für katholisch, konservativ, provinziell. Der Philosoph Peter Sloterdijk kann in diesem Sinne von einer geistig-wertkonservativen Allianz zwischen Washington, Rom und Fulda sprechen.<sup>3</sup>

Natürlich, Fulda ist eine katholische Bischofsstadt, mit etwa 64 000 Einwohnern keine Großstadt und – gerade mit anderen Landstrichen Hessens verglichen – noch immer eine Hochburg der CDU. Dennoch schwingt beim Namen Fulda mehr mit. Wer an Fulda denkt, denkt eben wie bei kaum einem anderen Ort an Winfried Bonifatius und Johannes Dyba, Katholizismus und Konservativismus, eine Vergangenheit, die nachwirkt. Doch trotz der langen Geschichte Fuldas sind diese Identifikationen im Wesentlichen jüngeren Datums. Sie sagen mehr noch als über Fulda über

die Geschichte des deutschen Katholizismus der letzten zweihundert Jahre aus. Die wichtigsten Grundlinien sollen im Folgenden nachgezeichnet werden.

## I.

Im Jahre 1744 konnten Fürstabt Amand von Buseck (1737–1756) und sein Kloster bereits auf eine stolze tausendjährige Geschichte zurückblicken. Im Jahre 744 hatte der angelsächsische Missionar und Erzbischof Winfried Bonifatius (672/675–754) seinen Schüler Sturmli (um 705–779) beauftragt, im Waldgebiet an der Fulda ein Kloster als Stützpunkt für die Sachsenmission zu errichten. Es sollte ein authentisches benediktinisches Musterkloster nach dem Vorbild Roms und Montecassinos für das Frankenreich sein. Diese Gründung folgte in enger Anlehnung an das fränkische Königtum und das römische Papsttum, die das Kloster reich privilegierten. Die Zahl der Mönche nahm rasch zu, die Abtei erlangte hohes Ansehen und reichen Besitz. Bonifatius wurde seinem Wunsch gemäß in seinem Lieblingskloster bestattet, das ein Zentrum der frühmittelalterlichen Gelehrsamkeit war. Die Abtei Fulda blieb in den folgenden Jahrhunderten einflussreich und wohlhabend, zahlreiche Nebenklöster unterstanden dem Abt, dem der Papst 969 den Vorrang vor allen anderen Äbten des Reichs und Galliens verliehen hatte. Seit dem 12. Jahrhundert war der Abt Reichsfürst und stand an der Spitze eines nicht unbedeutenden Territoriums. Um die Abtei und die benachbarten Klöster hatte sich im Mittelalter eine kleine Stadt gebildet: Die *civitas Fulda* wird 1114 erstmals urkundlich erwähnt.

Dennoch war die Stellung der Fürstäbte prekär. Die adeligen Mönche und die landsässige Ritterschaft verfügten über beträchtliche Mitspracherechte und verwalteten einen Teil des Landes eigenständig. Gegenüber mächtigen Nachbarn wie dem hessischen Landgrafen war das Territorium dann aber doch zu klein, so dass man enge Rückendeckung beim Kaiser suchen musste. Schließlich hätten die Äbte gern ihre Stellung dahingehend konsolidiert, dass Fulda zum Bistum und sie zu Fürstbischöfen erhoben worden wären, wogegen sich freilich Mainz und Würzburg stemmten. Als in den 1520er Jahren die Reformation in den Fuldaer Gebieten Einfluss und Anhängerschaft gewann, konnten die Äbte nicht entschieden gegensteuern. Im Bauernkrieg waren sie schließlich vorübergehend sogar zur

Flucht gezwungen, und die Wiederherstellung der Ordnung mussten sie mit hohen Verlusten erkaufen. Und auch als die Gegenreformation in Fulda Einzug hielt, musste dieses unter Balthasar von Dernbach (1570–1606) lange Zeit um seine Integrität gegenüber den Umklammerungsversuchen des beim Papst hochangesehenen Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617) bangen. Ergebnis des Reformationszeitalters war gemäß dem Westfälischen Frieden von 1648 der Verlust eines beträchtlichen Teils des Stiftsterritoriums.

Dennoch konnte die Abtei ihre Herrschaft konsolidieren und auch mit Hilfe der Jesuiten katholisch erneuern. Dies galt es zu sichern; als Ziel stand nach wie vor die seit dem 16. Jahrhundert angestrebte Erhebung zum eigenständigen Bistum vor Augen. So kam es darauf an, die eigene Stellung sowie die eigenen Ansprüche zu demonstrieren und die eigene Identität klar herauszustellen. Hier bot sich die Tausendjahrfeier im Jahre 1744 an: Jubiläumsfeiern als traditionsgestützte Inszenierung der eigenen Identität waren etwas Neues und zunächst im Protestantismus entstanden. Dort stand die Erinnerung an die Jahre 1517, 1530, 1555 und 1648 mit ihren für den reformatorischen Glauben bedeutsamen Ereignissen im Vordergrund, deren Geltungsanspruch auch für die Zukunft unterstrichen werden sollte. Alttestamentliche und mittelalterliche Vorbilder (Jubeljahre und Heilige Jahre) waren hier ebenso die Grundlage wie der Siegeszug der Räderuhr und das Sichdurchsetzen der kalendarischen Jahreszählung. Auch die protestantischen Universitäten begannen, in Centenarfeiern ihrer Stiftung feierlich zu gedenken. Seit dem 17. Jahrhundert setzte sich diese Jubiläumskultur allmählich auch in der alten Kirche durch, in den Klöstern, Bistümern und katholischen Universitäten der *Germania Sacra*. Das eigene Alter und die eigenen Ansprüche konnten demonstriert und legitimiert werden, die eigene Identität konnte vor einer «gelenkten Öffentlichkeit» inszeniert und nach außen abgegrenzt werden. Gerade in Fulda hat man auf dieses Mittel gern zurückgegriffen.

Tausend Jahre Bistum Fulda wurden deshalb mit einer Festwoche gefeiert, bei der im Fuldaer Dom über 11 000 Kommunikanten gezählt wurden. Das Alter und die Würde Fuldas standen im Zentrum, gestützt auf die lückenlose Reihe der Äbte und auf die Nähe zu Papst und Kaiser. Dies symbolisierte Dauer und Konstanz und Fortgeltung für die Zukunft. Dass dabei Gedenkmünzen ebenso wie ein Schuldrama der Jesuiten die Anfänge unter

Bonifatius in den Vordergrund rückten, versteht sich. Tatsächlich wurde kurze Zeit später, 1752, das langersehnte Ziel, ein eigenständiges Bistum zu werden, erreicht. Die Anfänge in den Mittelpunkt zu stellen und die eigene Identität zu legitimieren, wiederholte sich in Fulda im 18. Jahrhundert noch in zwei weiteren Tausendjahrfeiern. 1755 beging man – das Todesjahr wurde noch irrtümlich berechnet – den tausendsten Todestag des heiligen Bonifatius, im Jahre 1779 des ersten Fuldaer Abtes Sturm, zusammen mit dem goldenen Ordensjubiläum Fürstbischof Heinrichs von Bibra (1759–1788). Erneut demonstrierte man durch Wallfahrten, Predigten, Prozessionen und Gedenkmünzen die eigene Stellung und Dauer. Die eigene Identität war auf der überlieferten Religion gegründet, Kritik an Protestantismus und aufgeklärter Freigeisterei klang an. Bonifatius hatte den heidnischen Germanen den Glauben und die Zivilisation gebracht, die heute wieder bedroht seien. Tatsächlich beendete nur wenige Jahrzehnte später die Säkularisation Fuldas eigenstaatliche Existenz. Das Kloster wurde aufgehoben, Stadt und Stiftsgebiet wechselten mehrmals die Zugehörigkeit, ehe sie zum großen Teil 1816 an Kurhessen fielen. Ein katholischer Kreis in einem überwiegend protestantischen Territorium, das von der Kasseler Regierung straff geleitet wurde. Im Jahre 1866 fiel Kurhessen mitsamt Fulda an Preußen, das Bistum Fulda, nunmehr ohne geistlichen Staat, wurde 1821 restituiert.

## II.

Bonifatius war bis ins 19. Jahrhundert hinein ein lokaler Heiliger. Verehrung fand er in Fulda und in dessen Gebiet, dazu in Mainz, wo er einst Erzbischof war. Mit dem Ende der Existenz der geistlichen Staaten, die zur Demonstration ihrer Legitimität auf ihn und die Anfänge zurückblickten, schien der wesentliche Grund der absolutistisch-lokal geförderten Verehrung weggefallen zu sein. Die moderne aufgeklärte Zeit schien sich besser an anderen Vorbildern zu orientieren. Sein Name war weiter mit Fulda, einer Stadt mit weniger als 10 000 Einwohnern, verknüpft, doch schien dies immer weniger von Bedeutung zu sein. Da setzte Schritt um Schritt eine umfassende Neubelebung und Uminterpretation der Bonifatius-Tradition ein, und da Fulda mit dem Namen Bonifatius unlösbar verbunden schien, wuchs die Bedeutung der Stadt für die Identitätsbildung des deutschen Katholizismus.



*Das Standbild des heiligen Bonifatius von Johann Werner Henschel vor dem Fuldaer Residenzschloss.*

Die Beschäftigung mit Bonifatius fand einen ersten Anstoß durch die Rückbesinnung auf das Mittelalter und den Aufschwung der mediävistischen Forschung, dazu durch die Suche nach nationalen Identifikationssymbolen.<sup>4</sup> Der Glaubensverkünder galt vor allem als Bringer von Zivilisation und Moral, als Tugendvorbild. Dabei wurde der regionale Rahmen Fuldas verlassen. In München ließ König Ludwig I. (1786–1868, reg. 1825–1848) das von ihm 1835 neu errichtete Benediktinerkloster auf seinen Namen weihen und mit Fresken aus seiner Vita ausstatten. Dabei war das Bonifatiusgedenken zunächst nicht konfessionell auf die Katholiken beschränkt, bezog man sich doch auf die Zeit der ungeteilten Christenheit. Im Jahre 1812 feierte ihn die evangelische Kirche im Herzogtum Gotha und errichtete eine Bonifatius-Statue. Auch anderswo im evangelischen Deutschland gedachte man seiner. Natürlich besann man sich auch in Fulda neu auf den Glaubensboten. Im Jahr 1828 gründeten Laien dort einen Verein zur Errichtung eines Bonifatiusdenkmals, das schließlich 1842 feierlich, begleitet von katholischer und evangelischer Geistlichkeit, vom Landesherrn enthüllt wurde. Finan-

ziert wurde es durch eine nationale Geldsammlung. Das klassizistische Denkmal des Kasseler Bildhauers Johann Werner Henschel (1782–1850) gegenüber dem Residenzschloss war zunächst ein «profanes Denkmal»,<sup>5</sup> das für die Einheit Deutschlands als Kulturnation und das erstarkende nationale Bewusstsein stand. Nicht jedem Katholiken gefiel es, dass der «Apostel der Deutschen», wie er seit dem Spätmittelalter bezeichnet wurde, nicht mit liturgischen Gewändern, sondern in Fortentwicklung antiker Philosophendarstellungen abgebildet wurde. Bonifatius und seiner Lieblingsgründung Fulda wuchs allmählich eine überregionale, nationale Bedeutung zu. In der Folgezeit begann der deutsche Katholizismus sich neu zu formieren. In diesem Prozess wurde auch die Figur des Bonifatius neu besetzt.

### III.

Seitdem im Jahr 1837 der Kölner Erzbischof Clemens August zu Droste-Vischering (1835–1845) wegen seiner unnachgiebigen Haltung zur Mischenfrage in Festungshaft genommen wurde, erhob sich unter den Katholiken immer stärker eine Strömung, die bald als «Ultramontanismus» bezeichnet wurde und schnell immer umfassender das Denken und Fühlen der meisten Katholiken prägen sollte. Die Bewegung setzte an vielen Orten etwa gleichzeitig ein, Zeitungen und Zeitschriften verbreiteten deren Ziele. Zunächst wandte man sich gegen die «Bevormundung» durch den aufgeklärten Staat, forderte «Freiheit der Kirche» und knüpfte an voraufklärerische Strömungen in Frömmigkeit und Theologie an. Sie erwuchs von unten, aus dem praktizierten Glauben katholischer Kleriker und Laien, die dem aufgeklärten Gedankengut ablehnend gegenüberstanden, wurde aber ebenso durch Multiplikatoren aufgegriffen und gesteuert. Die eigene Identität glaubte man am besten durch eine bewusste Hinwendung zum römischen Papsttum zu sichern, das für das Prinzip der Autorität, der Wahrheit und der Souveränität in allem Wirrwarr der Meinungen und gegen alle revolutionären Umstürze stand. So musste die Kirche gegen die feindliche Zeit eine streng monarchisch geordnete, straff organisierte Phalanx werden, eine *acies bene ordinata*. Diese eigene Identität unterschied sich markant von einer Umwelt, die als feindlich und bedrohlich wahrgenommen wurde und gegen die man die Gläubigen folglich zu wappnen versuchte.

Gegen die vielfachen Irrtümer der Neuzeit wollte man vor allem an das Mittelalter anknüpfen, der Zeit der Harmonie von Glauben und Wissen. Aufklärer, Protestanten, Freimaurer, Liberale, Sozialisten, mitunter auch Juden waren die Feindbilder, gegen die man sich wandte und von denen man sich abgrenzte. Intentional primär nach rückwärts gewandt, war der Ultramontanismus aber auch eine moderne Bewegung, die die neuen Medien, die neuen Organisationsformen, die neue Technik und neue politische Formen durchaus für ihre Ziele nutzen konnte. Obwohl die Strömung anfangs nicht von Rom initiiert wurde, wusste man sich dort bald von ihr getragen und förderte sie; Papsttum und Römische Kurie stellten sich an die Spitze der nicht nur in Deutschland einsetzenden Umformung der Kirche, die dem römischen Pontifex eine bislang nie dagewesene quasi-absolutistische Stellung versprach. Innerkirchlich wurde man im Laufe der Zeit eher unduld-samer; der falsche neuzeitliche Geist sei zum Teil auch schon in die Kirche Gottes und deren Theologie eingedrungen. So wandte man sich immer aggressiver gegen Theologen und Strömungen, die der Aufklärung weniger ablehnend gegenüberstanden und die man als Pseudokatholiken diffamierte. Die neue, einflussreiche Strömung brauchte aber auch Leitbilder und Symbole, mit denen man sich konkret identifizieren konnte, die sichtbarer Ausdruck der eigenen Ideale waren und die der Umwelt die eigenen Überzeugungen und Wahrheiten auf eine eindeutige Weise demonstrativ vor Augen stellten. Hier begann nun der besondere Aufstieg Fuldas in der Symbolgeschichte des deutschen Katholizismus, denn die deutsche katholische Identität schien besonders eindrucksvoll in Winfried Bonifatius verkörpert zu sein.

Die geistige Not der Katholiken in der Diaspora erschien den «Ultramontanen» mit der Zeit immer drängender. Nicht nur fehlten ihnen Kirchen und seelsorgliche Betreuung. Landflucht und Migration nahmen zu. Katholiken waren einer glaubensfeindlichen Umwelt ausgesetzt, dem Protestantismus, dem Liberalismus und dem Indifferentismus. Zunächst versuchte man, mit Hilfe der im frühen 19. Jahrhundert entstandenen Missionsvereine dem Übel Abhilfe zu schaffen. Diese erwiesen sich aber bald als überfordert. Die Frage der Diaspora wurde auf den ersten Generalversammlungen der katholischen Vereine in Mainz und Breslau Gegenstand der Beratung; die Umwälzungen des Jahres 1848 hatten den organisatorischen Zusammenschluss in katholischen Vereinen ermöglicht. Ein Jahr später, in Regensburg,

stand die Missionsfrage dann ganz im Zentrum. Der Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger (1799–1890) legte einen Plan vor, den er umrisshaft schon 1844 entwickelt hatte: In Opposition zum 1837 gegründeten lutherischen Gustav Adolf-Verein zur Stärkung des Diaspora-Luthertums sollte ein katholisches Gegenstück gegründet werden. Es sollte den Namen «Bonifatiusverein» tragen. Bedenken gegen eine organisatorische Zersplitterung konnten ausgeräumt werden. Am 4. Oktober 1849 erblickte dieser Bonifatiusverein das Licht der Welt; seine Statuten hatte Döllinger entworfen. Der katholische Politiker Josef Graf zu Stolberg (1804–1859), ein Sohn des berühmten Konvertiten, war der erste Vorsitzende, der die grundlegende Organisation aufbaute. In den Statuten hieß es: «§ 1 Der Bonifatius-Verein bezweckt die Unterstützung der in den protestantischen und gemischten Gegenden Deutschlands lebenden Katholiken in Beziehung auf Seelsorge und Schule ... § 3 Jedes Mitglied betet täglich ein Vaterunser und ein Ave Maria mit dem Zusatz: Heiliger Bonifatius, bitte für das deutsche Vaterland! Die Priester lesen einmal im Jahre, womöglich am Bonifatius-tage, die heilige Messe nach Meinung des Vereins.»<sup>6</sup> Organisation, Durchschlagskraft und finanzielle Kapazitäten des Vereins wuchsen schnell und beträchtlich. Gegen den Gustav Adolf-Verein war aus dem Rheinland zunächst der Vorschlag gekommen, den katholischen Verein nach dem katholischen Feldherrn im Dreißigjährigen Krieg, Graf Tilly (1559–1632), zu benennen, der im selben Jahr wie Gustav Adolf (1594–1632) gefallen war. Doch Döllinger wandte sich gegen diesen Kampfnamen. Bereits beim Bildprogramm für die Münchener Bonifatius-Basilika hatte Döllinger den nazarenisch inspirierten Freskomalern die kirchenhistorischen Grundlagen geliefert. Die Benennung nach Bonifatius war weniger aggressiv als diejenige nach Tilly und ermöglichte doch all jene Identifikationen, die eine breite Zustimmung unter den deutschen Katholiken garantierten: 1. Er hatte Deutschland christianisiert, eine Aufgabe, der sich auch der nach ihm benannte Verein stellen wollte. 2. Er hatte die deutsche Kirche fest organisiert und streng an Rom und das Papsttum gebunden, was dem ultramontanen Kirchenbild der Vereinsgründer entsprach. 3. Indem er Deutschland dem Heidentum entriss, habe ein Katholik Zivilisation und Moral gebracht und den Polytheismus überwunden. Das Fällen der Donar-Eiche bei Geismar war hierfür eingängiges Symbol. Damit ermöglichte die Gestalt des Angelsachsen aber einen eigenständigen katholischen Zugang zur deutschen

Nation, die ganz offensichtlich auch auf deutschen Grundlagen ruhte. Den Gründungsmythen um Arminius den Cherusker und Martin Luther konnten die Katholiken so eine eigene, überzeugende Ursprungsgestalt entgegenzusetzen. Das Reich Karls des Großen (768–814) hätte ohne die geistliche und kirchlich-organisatorische Tätigkeit des Bonifatius niemals entstehen können. Auch zahlreiche andere wissenschaftliche und populäre katholisch-kirchengeschichtliche Schriften wandten sich deshalb zu dieser Zeit Bonifatius als Gegenstand zu. «Apostel der Deutschen» war nicht mehr nur stolzer Lokalpatriotismus aus Fulda und Mainz, sondern das ganze katholische Deutschland konnte sich in seiner Gestalt wiederfinden. Die Wiedergewinnung der Protestanten entwickelte sich besonders unter dessen zweitem Vereinspräsidenten, dem Bischof von Paderborn Konrad Martin (1856–1875/79), zu einem Hauptziel des Bonifatiusvereins. Immer entschiedener wurde die Bonifatiustradition nun von Katholiken gegen die Protestanten gebraucht. Die Einheit, die der Angelsachse begründet hatte, sei durch die Reformation verlorengegangen. Bonifatius habe ein Evangelium der Einheit gebracht, Luther ein Evangelium der Spaltung.

#### IV.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich auch die Fuldaer Katholiken mit neuem Stolz und Selbstbewusstsein wieder ihrem großen Heiligen zuwandten. Gelegenheit bot dessen elfhundertster Todestag, den man auf das Jahr 1855 datierte. Die Feiern in Fulda und Mainz waren «Höhepunkt der öffentlichen Inszenierung der ultramontanen Bonifatiusfrömmigkeit».<sup>7</sup> Dabei war der Mainzer Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler (1850–1877) der Hauptinitiator und die treibende Kraft, ein Umstand, durch den Fulda zunächst in den Hintergrund zu treten drohte, dann aber doch seiner Bedeutung gemäß gemeinsam mit Mainz Hauptveranstaltungsort des Gedenkens wurde. Papst Pius IX. (1846–1878) bewilligte für beide Orte hierzu Ablass und Gnadenerweise. Die Inanspruchnahme des Bonifatius war nunmehr eine bewusst katholisch-konfessionelle. Dies führte in Fulda zu Reibungen mit der kurhessischen Regierung in Kassel. Diese verbot die Predigten der vorgesehenen Jesuiten in der Vorbereitungsoktav, eine behördliche Maßnahme, die man schließlich partiell abmildern musste. Gerade die Fuldaer

Feier wurde zu einer eindrucksvollen Massenveranstaltung des ultramontanen Katholizismus. Bereits am ersten Tag wurden 50 000 Wallfahrer gezählt; mit den täglich nachfolgenden Pfarreiwallfahrten wuchs deren Zahl auf das Doppelte an. Die religiöse Massenmobilisierung erfolgte mittels Volksmissionen und Predigttrihen, Beichtgelegenheit, Messen und Prozessionen. Neben dem deutschen Episkopat war auch der Apostolische Nuntius zugegen.

Inhaltlich symbolisierten die Feiern die Einheit der deutschen Katholiken untereinander und vor allem mit dem Papsttum in Rom. Bonifatius sollte hier Vorbild sein. Der berühmte jesuitische Kanzelredner Joseph von Lamezan (1816–1873) präsentierte den Angelsachsen als Gegenfigur gegen die drei revolutionären Übel der Zeit, den Unglauben, die Gleichgültigkeit und die Feindschaft gegen die Kirche. Die alte katholische Ordnung galt als Gegenmittel gegen die Auflösung und Zersplitterung der jüngeren Geschichte, als Heilmittel für die kranke Gegenwart. Ganz ähnlich hieß es im *Katholik*, einem führenden und frühen Organ der Ultramontanen, über die Mainzer Feier: «Was nur über eine alte katholische Stadt ergehen kann, um ihren Charakter zu rauben, ihre Gesinnung zu fälschen, ihre Sitten zu verwüsten, ihr geschichtliches Bewusstsein fast bis auf die letzten Erinnerungen an die große Vorzeit auszutilgen, das war über Mainz ergangen. ... Was schien noch übrig vom alten Mainz als Steine und Namen? ... Das Bonifatiusfest ist durch alle angehäuften Trümmer hindurch in den innersten Kern des Volkes gedrungen und sprudelnd sind die Wasser des katholischen Lebens hervorgequellt.»<sup>8</sup> Am aufsehenerregendsten wurde freilich jener Bonifatius-Hirtenbrief, den Bischof Ketteler verfasst hatte und der vielleicht am ungeschminktesten die antiprottestantische und antimoderne Zielrichtung der Veranstalter der Feierlichkeiten offenlegte:

Durch dieses Werk der Einigung der deutschen Völker in Einem Glauben ist der heilige *Bonifacius* aber nicht nur unser geistiger Vater, sondern er ist auch zugleich der wahre Begründer der Größe des deutschen Volkes als einer mächtigen Nation. ... Ohne jene geistigen Bande, zusammengehalten durch die Kirchenverfassung, wäre aus so verschiedenen Volksstämmen nie ein deutsches Volk hervorgegangen. ... Als daher später diese geistige Grundlage wieder gestört und das geistige Band zerrissen wurde, durch welches der heilige *Bonifacius* die deutschen Völker verbunden hatte, da war es auch aus mit der deutschen Einheit und der Größe des deutschen Volkes. Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte,

so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriss, welche der heilige *Bonifacius* gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Controlen und Polizeien vermögen nicht das Gewissen zu ersetzen.<sup>9</sup>

## V.

Hinter der erstarkenden gesamtdeutschen Bonifatiusverehrung standen so das Bewusstsein der Einheit des deutschen Katholizismus und die Herausforderung durch die Umbrüche der Gegenwart. Diese machten eine einheitliche Antwort zu einem dringenden Desiderat; die Bildung eines einheitlichen Willens musste vor allem für die Leitungspersonen der katholischen Kirche in Deutschland, die deutschen Bischöfe, von herausragender Bedeutung sein. Ähnlich wie in anderen mitteleuropäischen Ländern gab es auch in den deutschen Diözesen Bemühungen, regelmäßig wiederkehrende Beratungen der Oberhirten zu initiieren. Diese hatten ihr größtes Hindernis jedoch ausgerechnet im römisch-päpstlichen Zentralismus, der jede Zwischeninstanz zwischen Einzelbischof und Kurie als Gefahrensignal für eine mögliche nationale Ablösung der Kirche von Rom oder zumindest für ein erstarkendes innerkirchliches Gegengewicht interpretierte und deshalb alle Versuche mit äußerstem Argwohn betrachtete. So wurden die ersten Versuche zu Bischofskonferenzen nur dadurch ermöglicht, dass die Träger des Synodalgedankens im Episkopat ausgesprochen ultramontan gesinnt waren und gerade die Anlehnung und Unterordnung unter den Papst suchten. Das erste Zusammentreffen des deutschen Episkopats im Jahr 1848 in Würzburg war eine Folge des nationalen Einigungsversuchs desselben Jahres und trug stark improvisierte Züge. Treibende Kraft war der Kölner Erzbischof Kardinal Johannes von Geissel (1845–1864), beraten von Döllinger, der gegen erhebliche konservativ-reaktionäre Widerstände die verbindlich-autoritativere Form einer Synode verhinderte. Eine geplante Verstetigung scheiterte aber ebenso am Widerstand Roms und einiger ultrakurial gesinnter Bischöfe wie eine geplante Nationalsynode und die Schaffung einer Zentralinstanz. Die politischen Umwälzungen des Jahres 1866 stellten die



*Der Dom zu Fulda, die Grablege des heiligen Bonifatius,  
wurde von 1704 bis 1712 von Johann Dientzenhofer erbaut. Stahlstich, um 1840.*

Bischöfe freilich nochmals vor verschärfte Herausforderungen, die Einheit des deutschen Katholizismus zu bewahren. Hinzu kamen Anstöße aus Rom: Während der 1800-Jahr-Feier des Martyriums der Apostelfürsten hatte der Papst vor zahlreichen Bischöfen seinen Plan, ein ökumenisches Konzil einzuberufen, bekanntgegeben. Auch dies stand 1867 hinter der Einladung zu einer Bischofskonferenz in Fulda, diesmal am Grab des heiligen Bonifatius. Dort hatten sich in den Jahren davor schon mehrmals Bischöfe zu Exerzitien mit begleitenden Besprechungen zusammengefunden. Bonifatius garantierte beides: die Einheit der deutschen Bischöfe (auch die deutsch-österreichischen waren mit eingeladen) und die engste Verbundenheit mit dem römischen Papsttum. Die frühzeitige Information des Papstes wirkte auf diesen und seine Umgebung dennoch alarmierend. Rasch sprach man den versammelten Bischöfen jede überdiözesane Zuständigkeit ab. Allein kirchenpolitische Beratungen der Bischöfe eines Staates seien zulässig. Versicherungen der unbedingten Ergebenheit gegenüber dem Heiligen Vater ließen die Konferenz dann doch zustande kommen. Am Ende gelang es den

Bischöfen in Fulda sogar, die regelmäßige Wiederkehr dieser Beratungen alle zwei Jahre (ab 1884 jährlich) für sieben Tage zu beschließen, die nunmehr als feste Institution, als Fuldaer Bischofskonferenz, installiert wurden. Die Bischöfe vermieden alles, woran Rom Anstoß nehmen konnte. In Paragraph 9 der Satzungen hieß es dann auch: «Nach Schluß der Konferenz soll das Präsidium dem Heiligen Vater als Beweis der Unterwürfigkeit und zur Wahrung vollkommener Einheit über die Verhandlungen Bericht erstatten, Hochdessen Weisungen, sofern der Gegenstand eine solche erheischt, erbiten und für die deutschen Bischöfe und ihre Diözesen den Apostolischen Segen erflehen.»<sup>10</sup> Alle Beschlüsse waren für den Einzelbischof nur beratend, nicht rechtlich bindend. Nur die Einheit der deutschen Bischöfe und die völlige Loyalität gegenüber Rom ermöglichte es, dass die Pläne vom Papsttum nicht verworfen wurden. Symbolischer Garant dieser doppelten Orientierung war eben der heilige Bonifatius, an dessen Grab man sich nun regelmäßig versammeln wollte. Bereits 1867 feierte man nach Abschluss der letzten Sitzung in der Gruft eine feierliche Schlussandacht. Die Zerreißprobe dieser Absicht mussten die nächsten Konferenzen liefern, die ganz im Zeichen des Ersten Vatikanischen Konzils und der dort erlassenen Dogmen vom unumschränkten Primat und der Unfehlbarkeit des Papstes standen. Der Fuldaer Konferenz ist es wohl mit zu verdanken, dass die Einheit unter den deutschen Bischöfen, die an sich unterschiedlicher Meinung waren, nicht zerbrach und dass nach Ende des Konzils diejenigen Bischöfe, die zunächst nicht glaubten, sich zu einer Unterwerfung unter die neuen Dogmen durchringen zu können, schließlich doch einlenkten. Seit 1871 standen die Konferenzen im Zeichen des Kulturkampfes und der Opposition zu den staatlichen Gesetzgebungen. Bereits in den ersten Jahren ihres Bestehens führte die Fuldaer Bischofskonferenz so letztlich zu einem engen Schulterschluss mit Rom, zu einem entschiedenen gemeinsamen Vertreten der eigenen Interessen gegenüber dem Staat und zu einer Stärkung der Bischöfe gegenüber ihren Ortskirchen. All diese Entwicklungen waren in den Namen Fulda und Bonifatius ausgedrückt und wurden durch diese symbolisiert. Seit 1887 gebrauchte man in gemeinsamen Hirtenschreiben die stereotype Formulierung: «Die am Grabe des heiligen Bonifatius versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands entbieten ihren Gläubigen Gruß und Segen im Herrn.»<sup>11</sup> Mit dem Namen Fulda verband sich das Zentrum des deutschen Katholizismus, auch wenn nach der Reichseinigung infolge

des Kulturkampfes die regelmäßigen Konferenzen zeitweilig unterbrochen waren und die bayerischen Bischöfe lange Zeit eine eigene Konferenz in Freising abhielten und nicht in Fulda erschienen. Im Jahre 1905 nutzten die im Bonifatiusjahr in Fulda versammelten Bischöfe einen gemeinsamen Hirtenbrief, um Gott für die Beilegung des Kulturkampfes und die wiedergewonnene Einheit der deutschen Kirche zu danken. Eine neue Periode sei auf die Fürsprache des Heiligen hin angebrochen.

## VI.

Diese mit Fulda und Bonifatius verbundene Neuformierung des deutschen Katholizismus fand schließlich auch in Rom volle Anerkennung. Bislang scheiterten Initiativen, den Festtag des Heiligen am 5. Juni in der Gesamtkirche verbindlich vorzuschreiben. Wiederum war Bischof Ketteler hier treibende Kraft, auf dessen Veranlassung die erstmals 1867 in Fulda versammelten Bischöfe eine gemeinsame Eingabe hierfür an den Papst richteten. 1870 wiederholten die Bischöfe diesen Schritt in Rom auf dem Konzil. Schließlich gewährte die römische Ritenkongregation am 11. Juni 1874 den deutschen Katholiken diesen Wunsch. Der Papst forderte die Bischöfe auf, entschieden für die Sache der Gläubigen und der Kirche zu kämpfen; der Kulturkampf als Hintergrund klang an. 1890 wurde durch die Ritenkongregation der liturgische Rang des Bonifatiusfestes für die deutschen Katholiken noch erhöht. 1892 ließen die deutschen Bischöfe sämtliche katholische Reichstags- und Landtagsabgeordnete zum Grab des Heiligen wallfahren, um dem Heiligen Vater die volle Solidarität gegen den Raub seines Kirchenstaats zu versichern. Doch auch im Klerus und unter den Gläubigen breitete sich die Bonifatiusverehrung aus. Ein Indiz können die zahlreichen Kirchenneubauten des 19. und 20. Jahrhunderts sein, die ein Bonifatiuspatrozinium erhielten, vor allem in Hessen, in Franken und in Westfalen. Weiterhin erschienen zahlreiche Schriften, wissenschaftliche und populäre, über den Heiligen. Im Jahre 1888 wurden in allen Diözesen Sammlungen für eine würdige Neugestaltung der Grabkapelle im Fuldaer Dom durchgeführt. Auch in Plastik und Malerei bildete das 19. Jahrhundert für die Bonifatiusverehrung einen bislang nicht gekannten Höhepunkt. Da im Bonifatiusgedenken die Einheit des deutschen Katholizismus und dessen Bedeutung für die Nation-

werdung der Deutschen bewusst zum Ausdruck gebracht wurde, ermöglichte es im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik eine Identifikation der Katholiken mit dem Nationalstaat. Im gemeinsamen Hirtenschreiben vom 8. Mai 1919 konnten die deutschen Bischöfe von Bonifatius als dem «Wegbereiter der nationalen Einheit sprechen».<sup>12</sup>

Natürlich war die Stadt Fulda von jener mit dem Namen Bonifatius verbundenen Ultramontanisierung des Katholizismus nicht unberührt geblieben. Fulda war lange kleinstädtisch geprägt. Ein Jahr nach dem Übergang an Preußen kam der Eisenbahnanschluss, der in den nächsten Jahrzehnten allmählich eine Industrialisierung einleitete. Die Einwohnerzahl wuchs von 11 500 im Jahre 1880 auf etwas über 23 000 zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Während 1866 noch 85 Prozent der Bevölkerung katholisch waren, waren es 1910 noch knapp 73 Prozent. Der Bistumsleitung war es inzwischen gelungen, die Katholiken in der neu errichteten Diözese zu homogenisieren und die Volksfrömmigkeit zu verkirchlichen. Durch Vereinswesen und Organisationen, durch eine neue Generation ultramontan gesinnter Kleriker, durch neue Frömmigkeitsformen und den Ausbau der kirchlichen Verwaltung gelang jene Mischung aus antimoderner Resistenz und Modernisierung, die man als katholische Milieubildung bezeichnet. Bonifatius konnte als Symbol hierfür stehen – die neue Fuldaer Bistumszeitung hieß nicht umsonst *Bonifatiusbote*. Seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts sicherte dieses nun auch politisierte Milieu der katholisch geprägten Zentrumsparterie regelmäßig Mehrheiten bei den Wahlen, auch wenn sich liberale und konservative Gegenströmungen bildeten und mitunter Koalitionen eingegangen werden mussten. Die mit der Industrialisierung einsetzende Ausbildung einer Arbeiterschicht konnte über katholische Standesvereine zu einem guten Teil an das Zentrum gebunden werden. Für die sozialistischen Parteien war das eher strukturschwache osthessische Fulda kein gutes Pflaster. Bei den Wahlen in der Weimarer Republik änderte sich daran nur wenig, das Zentrum blieb die dominierende Kraft, auch wenn nicht bei jeder Wahl eine absolute Mehrheit erreicht werden konnte. Bis zum Jahre 1933 verteidigte der politische Katholizismus den Stimmenanteil von knapp über 50 Prozent; wie in anderen schwarzen Hochburgen erzielte auch hier der erstarkende Nationalsozialismus seine schwächsten Ergebnisse. Nach dessen Machtergreifung bestand eine zugespitzte ideologische Konkurrenzsituation zwischen «braun» und «schwarz». Diese entzündete sich auch an

der Wertung des germanischen Heidentums und der christlichen Mission. So konnte die Bonifatiuspredigt des Osnabrücker Bischofs Wilhelm Berning (1914–1955) in Fulda am 3. Juni 1934 auch zur Abgrenzung gegenüber einer Religion «des Blutes und der Rasse» dienen. Die Botschaft des Gauleiters vom Jahr 1939, «Fulda ist keine schwarze Stadt mehr»,<sup>13</sup> blieb wohl doch nationalsozialistisches Wunschenken. Bei der 1200-Jahr-Feier Fuldas 1944 schärfte der Mainzer Bischof Albert Stohr den Gläubigen ein: «Gewiss ist die germanische Seele von Natur zu hoher Geistigkeit veranlagt gewesen ... aber, wenn das Christentum angeblich dafür bedeutungslos war, müssen wir fragen: Warum hat diese Veranlagung in der germanischen Seele geschlummert bis zu ihrer Begegnung mit dem Christentum? ... Das Christentum ist also auch für unser Volkstum eine Segensmacht, auch deshalb unsere Liebe zur Kirche, der großen Wohltäterin der Menschheit. «Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, so soll kleben meine Zunge an meinem Gaumen!»<sup>14</sup>

## VII.

Eine letzte markante Neuinterpretation der Gestalt des Bonifatius und damit auch des Symbols «Fulda» setzte mit dem Zusammenbruch 1945 ein. Man knüpfte an die vorherigen Interpretationselemente an, doch kam es zu bedeutsamen Verschiebungen, die ihren Höhepunkt in den Feierlichkeiten zum zwölfhundertsten Todestag im Jahre 1954 hatten: In der Nachkriegszeit interpretierten zahlreiche Katholiken das Unglück des Nationalsozialismus als letzte Konsequenz einer neuzeitlichen Entchristlichung, Säkularisierung und Subjektivierung, also als eine Abfallbewegung vom Evangelium und von der Kirche. So stellte man dem Nationalismus und Individualismus die Idee des christlichen Abendlands und des mittelalterlichen objektiven Ordo entgegen. Die Erinnerung an Bonifatius war weiter katholisch bestimmt (immerhin gab es eine gewisse Jubiläumskonkurrenz zur Feier des Religionsfriedens ein Jahr später in Augsburg), doch fehlten die scharf anti-protestantischen Zuspitzungen. In den Jahrzehnten vorher hatte man miteinander gelernt, zusammenzuarbeiten. Zudem war man politisch nun in einer gemeinsamen Partei, der CDU, organisiert. Diese trat im «schwarzen Fulda» das Erbe an und konnte vorwiegend aus dem katholischen und konservativen Milieu ihre Wählerschaft rekrutieren. Eine gemeinsame Klammer war

dabei der Antikommunismus. Und auch hierfür konnte Fulda ein Symbol sein, lag es doch nur wenige Kilometer von der innerdeutschen Grenze, dem eisernen Vorhang, entfernt. Das christliche Abendland wurde so auch gegen die Gefahr aus dem Osten, die bolschewistische Barbarei, beschworen. Und noch eine letzte Modifizierung des Bonifatius-Gedenkens war mit dem Abendland-Gedanken verbunden: die europäische Dimension. Die europäische Einigung nach dem Krieg wurde nicht zuletzt durch eine Neuorientierung der kirchlichen Hierarchie und des katholischen Milieus ermöglicht. Auch hier war die kommunistische Bedrohung aus dem Osten eine Triebfeder. Und auch hierfür sollte Bonifatius als Symbol dienen. Der christdemokratische Bundeskanzler Konrad Adenauer (1876–1967) konnte während der Feierlichkeiten in Fulda erklären: «Aber Bonifatius ist nicht nur der Apostel der Deutschen. Er ist ein Europäer.»<sup>15</sup> Die bis heute Maßstäbe setzende Bonifatiusbiographie des Mainzer Mediävisten Theodor Schieffer trug den Titel *Winfried Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas*.<sup>16</sup> Zahlreiche andere Publikationen stellten den christlichen Abendlandsgedanken heraus.

So blieb Fulda in Wahrnehmung und Erinnerung weiter das schwarze Fulda, das katholische und ultramontane Fulda. Mit der Integration des katholischen Milieus in die CDU und dem dominierenden Antikommunismus verband sich dabei verstärkt eine Wahrnehmung Fuldas als Speerspitze des Konservativismus. Über die Jahrzehnte sind die Stadt und ihr Umland Hochburgen der CDU geblieben. Hinzu kam, dass Alfred Dregger (1920–2002), obwohl gebürtiger Westfale, 1956 bis 1970 Oberbürgermeister von Fulda war und in der Folge als Gallionsfigur des nationalkonservativen Flügels der Bundes-CDU galt. Sein Wahlkreisnachfolger Martin Hohmann wurde wegen einer vielfach als antisemitisch empfundenen Rede schließlich sogar aus der Partei ausgeschlossen. Eine weitere, in Berlin geborene Persönlichkeit wurde zur Symbolfigur für das konservativ-schwarze Fulda, der 1983 zum Bischof gewählte Erzbischof Johannes Dyba (1929–2000), der vorher viele Jahre im päpstlichen diplomatischen Dienst tätig war. Seine Amtsführung bestimmten freilich weniger Diplomatie und Diskretion als die zugespitzte und polemisch vereinfachte konservativ-kirchliche Stellungnahme. Dabei suchte er förmlich jede Gelegenheit, in den Massenmedien präsent zu sein und sich insbesondere zu politischen Fragen zu äußern. Nicht zuletzt in der Frage des Paragraphen 218 setzte Fulda auf extreme

Zuspitzung und auf die Desavouierung der bislang in Deutschland praktizierten kirchlichen Konfliktberatung im Vorfeld eines etwaigen Schwangerschaftsabbruchs. So festigte sich mit Dregger und Dyba der Ruf des schwarzen Fuldas zu einer Hochburg des Konservativismus.

Inzwischen hatte in der gesamten bundesdeutschen Gesellschaft und natürlich auch in Fulda längst ein Prozess eingesetzt, der vielfach als Säkularisierung und Erosion des katholischen Milieus beschrieben wurde und der seit den 1960er Jahren enorm an Geschwindigkeit und Eindeutigkeit zugenommen hat. Er scheint Folge einer gesellschaftlichen Modernisierung zu sein, die sich durch funktionale Ausdifferenzierung, Pluralisierung und Reflexivwerden von Traditionsbeständen sowie durch Individualisierung kennzeichnen lässt. Wo Religion nicht völlig verschwindet, verändert sie häufig ihre Gestalt. Betroffen sind dabei in besonderem Maße jene Strukturelemente der katholischen Religion, die mit der Verkirchlichung und Ultramontanisierung seit dem 19. Jahrhundert ausgebildet wurden: die Uniformierung und das Autoritätsprinzip, die antiliberalen und antiprotestantischen Stoßrichtung, die Betonung objektiver Ordnungen und Lebenskreise wie die traditionelle und exklusive Familienvorstellung und der Nationalgedanke. All das, was man strategisch als Lebens- und Ordnungsentwurf in die Ideen von Bonifatius und Fulda hineinlegte, scheint zur miefig-provinziellen Kehrseite des Katholizismus geworden zu sein, zu jenem Ballast, der die Strahlkraft des Christlichen überlagert und verdeckt. Ist der ultramontane Entwurf der christlichen Existenz, der sich in dem Symbol Fulda verdichtet hat, ein Bumerang für den deutschen Katholizismus geworden?

Die Stadt Fulda ist längst ein von der Globalisierung und Pluralisierung geprägter Mikrokosmos, in dem die praktizierenden Katholiken nur noch eine Minderheit sind. Dennoch, so ein Sprecher in Helmut Kopetzky's Radiofeature, der ultramontane Katholizismus, «der Alp der Generationen – der lastet immer noch in den Köpfen der Mehrheitsbevölkerung». Und wenn nicht in Fulda, so doch in den Assoziationen, die man mit diesem Namen verbindet. Dabei ist das untergehende ultramontan-katholische Milieu, für das Fulda stand, vielen Christen auch geistliche Heimat gewesen, eine strenge Welt, dennoch voll von religiöser Geborgenheit und geistlichem Trost. Neue Formen des katholischen Christseins in Deutschland müssen erst entwickelt werden.

### Fulda

- 1 Helmut Kopetzky: Mein schwarzes Fulda. Beichte eines verlorenen Sohns. Deutschlandfunk, Hintergrund/Feature, gesendet am 10. August 2004, 19.15–20.00 Uhr, [www.dradio.de/download/19683](http://www.dradio.de/download/19683).
- 2 Ebd.
- 3 Peter Sloterdijk: Du musst Dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt am Main 2009, S. 706.
- 4 Vgl. Uta Rasche: Geschichtsbilder im katholischen Milieu des Kaiserreichs: Konkurrenz und Parallelen zum nationalen Gedenken, in: Clemens Wischermann (Hg.): Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung (Studien zur Geschichte des Alltags 18), Stuttgart 2002, S. 25–52, hier S. 42–51.
- 5 Werner Kirchhoff: Die Aufstellung des Bonifatiusdenkmals in Fulda im Jahr 1842, in: Geschichte der Stadt Fulda, Bd. 2: Von der fürstlichen Residenz zum hessischen Sonderstatus, hg. vom Fuldaer Geschichtsverein, Fulda 2008, S. 679 f., hier S. 679.
- 6 Alphonse Nobel: Das religiös-geistige Ringen im 19. Jahrhundert und der Bonifatiusverein für das katholische Deutschland, in: In heiliger Sendung – 100 Jahre Diaspora-Arbeit, hg. vom Generalvorstand des Bonifatiusvereins, Paderborn 1949, S. 9–95, hier S. 58.
- 7 Siegfried Weichlein: Der Apostel der Deutschen. Die konfessionspolitische Konstruktion des Bonifatius im 19. Jahrhundert, in: Olaf Blaschke (Hg.): Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1979: ein zweites konfessionelles Zeitalter, Gütersloh 2001, S. 155–179, hier S. 171.
- 8 Ludwig Lenhart: Die Bonifatius-Renaissance des 19. Jahrhunderts, in: Sankt Bonifatius. Gedenkgabe zum 1200. Todestag, Fulda 1954, S. 556 f.
- 9 Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler: Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens, in: Schriften, Aufsätze und Reden 1867–1870, bearbeitet von Erwin Iserloh u. a. (Sämtliche Werke und Briefe I/2), Mainz 1978, S. 157–238, hier S. 180 f.
- 10 Rudolf Lill: Die ersten deutschen Bischofskonferenzen, in: Römische Quartalschrift 60 (1975), S. 12.
- 11 Lenhart: Die Bonifatius-Renaissance (wie Anm. 8), S. 575.
- 12 Siegfried Weichlein: Religion und Nation: Bonifatius als politischer Heiliger im 19. und 20. Jahrhundert, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 100 (2006), S. 54.
- 13 Vgl. Christian Raulf: Die Verwaltungsgeschichte (1930–1939), in: Geschichte der Stadt Fulda (wie Anm. 5), S. 115–134, hier S. 133.
- 14 Predigt Albert Stohrs am 5. Juni 1944 in Fulda, zitiert nach dem Bericht aus dem Kirchlichen Amtsblatt für die Diözese Fulda 60 (1944), Nr. 124, S. 71 f., abgedruckt in: Bernhard Opfermann: Das Bistum Fulda im Dritten Reich (Ostteil und Westteil). Priester, Ordensleute und Laien, die für Christus Zeugnis ablegten, Fulda 1987 und S. 21–24, hier S. 23.
- 15 Weichlein: Religion und Nation (wie Anm. 12), S. 56. – Vgl. hierzu auch Eduard Schick: Das Bonifatiusjubiläum 1954. Rückschau und Würdigung, in: Fuldaer Geschichtsblätter 30 (1954), S. 154–177, und die anschließende Dokumentation ebd., S. 177–206.
- 16 Theodor Schieffer: Winfrid-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas, Freiburg i. Br. 1954; vgl. auch Joseph Lortz: Bonifatius und die Grundlegung des Abendlandes, Wiesbaden 1954.